

„Senkrecht von oben“, war eine der Redewendungen, die wir von Barth damals zu hören bekamen. Und „Gott ist der andere“, „der ganz andere“, der „totaliter aliter“. Es war seine anfangs der Zwanzigerjahre erschienene Auslegung des Römerbriefes, die damals auf uns junge Studenten wirkte wie eine epochemachende Entdeckung. Und es war wahrlich nicht nur eines der mehr oder weniger hilfreichen Details der Technik, es war auch nicht nur ein Erdteil, sondern es war der Himmel, der da für uns entdeckt, wiederentdeckt wurde. Die Sprache dieser Römerbriefauslegung war stürmisch und herausfordernd und von begnadeter Einseitigkeit. Man spottete über den seltsamen Pfarrer von Safenwil, er sei ein Inflationstheologe. Ja, in Deutschland und anderswo war damals Geldinflation. Die evangelische Christenheit des Abendlandes aber war daran, in Glaubensinflation und Relativismus zu versinken. Man kann sich heute nur schwer einen Begriff machen, wie das damals auf uns wirkte, als wir vernahmten, daß es einen „Schatz im Himmel“ gebe.

Der Forscher

„Gott ist im Himmel, und wir Menschen sind auf der Erde“. Aus diesem Ansatzpunkt heraus fängt nun Barth an zu forschen. Unser Geschlecht ist gewohnt, wenn von Forschung die Rede ist, an Technik und Naturwissenschaft zu denken. Dort sieht der Mensch des 20. Jahrhunderts seine „fähigen Köpfe“ am Werk. In Buch und Film wird das Heldenlied eines Edison, eines Pasteur, eines Ehepaars Curie gesungen. Einsatz und Leistung gilt der Forschung des Atoms.

Und da geschieht nun das Sonderbare, daß einer kommt, auch ein Forscher von Format, der Verstand und Willen, Zeit und Leben in den Dienst der Erforschung des Himmels stellt. Mit der gleichen Sorgfalt, wie der Atomforscher seine Messungen vornimmt, mit derselben Behutsamkeit, wie der Erbauer einer Betonbrücke und eines Kraftwerkes seine Berechnungen aufstellt: wissend, daß ein geringfügiger Fehler unabsehbare Folgen haben kann — mit dem gleichen Ernst macht sich da einer hinter die Erforschung der „Tiefen der Gottheit“, wissend, daß hier Unachtsamkeit noch ganz andere Verheerungen anrichtet als nur den Einsturz von Brücken. Mit kühnem Forschereifer schreitet Barth unermüdlich die 66 Bücher des Alten und des Neuen Testaments ab. Es könnte einen gelüsten, einmal die Bibeln zu sehen, die er in all den Jahrzehnten durch tag- und nächtelangen Gebrauch zerlesen hat. Und er schreitet immer wieder durch die Räume der christlichen Kirchen aller 20 Jahrhunderte und hört mit vor Gott verantwortlicher Aufmerksamkeit, was Gott den Menschen damals und dort durch den Heiligen Geist eingegeben hat, wie sie sich damals und dort auf Grund der ihnen geschenkten Glaubenserkenntnis zu Gott dem Schöpfer stellten, oder zu Christi Wiederkunft, oder zum Geheimnis der Erwahlung. Auf diese Weise, durch sorgfältigstes Hinhören auf das Zeugnis der Bibel und auf die Auslegung, welche die Bibel in den Räumen der Kirche erfährt, entstand und ist immer noch im Entstehen das Werk der „Kirchlichen Dogmatik“. Wer diesen Forscher, gewiß in weitem Abstand, auf seinem Weg ein wenig zu begleiten versucht, der gewinnt die Bibel lieb, und durch die Bibel die Kirchen der Jahrhunderte, und nicht nur die Kirche in ihren Vertretern auf Erden, sondern auch die obere Schar, die Seligen, die Vollendeten und die Engel, für die Barth ein tiefes Verständnis hat.

Der Bekenner

Es gibt den Typus des Gelehrten, der sich mit vornehmer Zurückhaltung in seine Arbeit einschließt wie in einen Elfenbeinturm.

Bei aller Zucht und Strenge, die im Wesen eines solchen Lebenswerkes liegt, scheut sich Karl Barth nicht, wenn es die Stunde erfordert, je und je in die Öffentlichkeit der Kirche und der Welt hinauszutreten und in kirchlichen, kulturellen wie politischen Tagesfragen Stellung zu beziehen. So hatte Barth aktiven und direkten Anteil an der Bekennenden Kirche Deutschlands. In die Schweiz zurückgekehrt, war er einer der führenden Männer des Widerstandes gegen Hitler auf gesamteuropäischem Gebiet. Von seinem regen Briefwechsel über alle Grenzen während der zwölf Jahre Nationalsozialismus legt der stattliche Band „Eine Schweizer Stimme“ Zeugnis ab. Seit Kriegsende gehört er zu denen, die unentwegt vor einer allzubehaglichen Schwarz-Weiß-Malerei in den Problemen um Ost und West warnen. Wiederholt hat er seine Stimme gegen die Wiederaufrüstung Deutschlands erhoben.

So ist er ein „Professor“, das heißt im wörtlichen Sinne des Wortes ein Bekenner. Diese Stellungnahmen entwachsen nicht in erster Linie seinem Naturell oder Temperament, auch nicht seiner Nationalität, sondern seiner Theologie. Glaube und Leben, so wie er sie versteht, sollen und können nicht voneinander abgespalten werden, sondern sind aus einem Guß. Und Glaubensbekenntnis ist nicht nur ein Zustand, sondern eine Haltung. Ja, wenn in all diesen Stellungnahmen

so etwas wie ein unbürgerlicher Grundzug herauszuspüren ist, so aus dem Wissen heraus, daß selbst Gottes Stellungnahme in Jesus Christus eine „Neigung nach unten“ aufweist. Darum war es schon damals kaum ein jugendlicher Seitensprung, wenn einst der junge Landpfarrer zu jenen Wenigen gehörte, die in Erkenntnis der ungelösten Arbeiterprobleme der Sozialdemokratischen Partei beitraten. Seine Weltoffenheit und Weltkenntnis, über die man in seinem Buch über den „Protestantismus des 19. Jahrhunderts“ einen Begriff bekommt, die ihn Mozart einem Bach vorziehen läßt, hat ihren Grund allein im Glauben an die Macht der einschließenden Christusgnade: Gott liebt in Christus die Welt!

Und auch das gehört endlich zum Bekennen Barth, daß er im Glauben an Christi Endsieg unbeschwert singen, spielen und lachen kann. Er wird auch über die Festartikel zu seinem 70. Geburtstag lachen können. Was einst der russische Dichter Nikolaus Gogol von seinem Lebenswerk schrieb, könnte man mit noch viel mehr Fug und Recht auch von Barth sagen: „Mein ganzes Streben geht dahin, daß jedermann, der meine Werke gelesen hat, nach Herzenslust über den Teufel lachen kann.“ Wer in allem Entdecken, Forschen und Bekennen so ausschließlich von der Christusgnade lebt, der hat gut lachen.

Wir grüßen den Freund 25

Ein Grußwort an Professor D. Karl Barth, Basel, zu seinem 70. Geburtstag am 10. Mai

Lieber Herr Professor!

Unter den ungezählten Grüßen, die an Ihrem 70. Geburtstag in Wort und Schrift und stillem Gedenken zu Ihnen kommen, gehört auch dieses schlichte Gruß- und Dankwort.

Ich danke Ihnen zuerst für mich persönlich, daß ich Ihr Schüler werden durfte. Es war in den harten Jahren 1922/23 in Göttingen, dem Ort Ihrer ersten Professorenstelle. Das Geld verlor von Tag zu Tag mit Riesenschritten den Wert. Viele litten Hunger, besonders die studierende Jugend. Aber nicht bloß Hunger nach Brot für den Leib, sondern auch nach dem Wort des Lebens. Die theologischen Formeln und Begriffe waren alt geworden und waren im Sturm des Krieges zerbrochen. Da war es Ihnen geschenkt, neu zu hören und es neu zu sagen, daß „ein qualitativer Unterschied zwischen Zeit und Ewigkeit“ besteht, daß der ewig unveränderliche Gott in seinem Wort „direkt von oben“ mit uns redet und wir „durch seine Treue“ gerechtfertigt werden. Es kam neues Leben in die Totengebeine der historischen, psychologischen und anderer Begriffe. Diese wurden für uns neu zu „irdenen Gefäßen“ für den Schatz des Evangeliums. Sie haben vielen, auch mir, die Freude an der Theologie gegeben. Sie hat nie abgenommen, sondern ist immer gewachsen, auch wenn es oft nur zu einer kurzen Lektüre in der dickleibigen Dogmatik reichte.

Damals in Göttingen haben viele — nicht zuletzt Professoren — über den schwizernen Pfarrer aus Safenwil gelächelt. Die Kritik — um nicht mehr zu sagen — ist Ihnen treu geblieben. Sie haben gewiß Ihre Freunde und Feinde nicht geschont, sondern ihnen die harte und doch so liebevolle Rede vom Worte Gottes her nicht erspart.

Sie waren und sind vor, in und nach dem Dritten Reich uns in Deutschland in uner-

schütterter Treue Lehrer und Ausleger des Wortes, das in die Wirklichkeit trifft, geblieben. Sie haben in dem Buch „Zur Genesung des deutschen Volkes“ „an dem so dunklen Punkt“ unseres „Weges“, da wir „nur Feinde und keine Freunde“ hatten, das Wort geschrieben, das nur ein Freund in Schuld und Not schreiben kann: „Was sie (die Deutschen) nötig haben, sind also sicher Freunde und was wir ihnen schuldig sind, ist sicher dies: ihnen Freunde zu sein.“ Für diesen Freundesdienst danke ich Ihnen. Ich könnte es Ihnen in bewegten Worten sagen, aber das lieben Sie nicht so sehr. Ich danke Ihnen, daß Sie uns in Kirche und Volk unentwegt „die Wahrheit“ sagten. Der Freund hilft auf diese Weise.

Sie haben sich sogar die Zeit genommen, mit uns auch die Anliegen unserer viel kritisierten und auch wegen ihres „nicht geordneten“ Bekenntnisstandes von vielen nicht ernst genommenen Pfälzischen Unionskirche zu durchdenken. Sie haben uns Mut gemacht, unbelastet und unbehindert durch feste Bekenntnisgrundlagen frisch und froh von der Bibel her die Grundlagen des Gottesdienstes und des Katechismus neu zu bearbeiten.

So sind Sie uns, Ihren alten und jungen Schülern (die alten sind nur ein gutes Jahrzehnt jünger als Sie und die jungen sind unsere Kinder) Lehrer bis heute geblieben. Wir danken Ihnen, daß Sie uns helfen, das eine Wort zu hören, zu verstehen, zu lehren, zu bezeugen, in der Kraft des Hl. Geistes daraus zu leben und mit seinem Trost auch zu sterben, das Wort, das in Jesus Christus Fleisch geworden ist.

In großer Dankbarkeit grüße ich Sie als unsern Lehrer der Schrift und der Kirche und unseren Freund im Namen vieler Gemeindeglieder. Ihr Lic. K. Groß.